

22. Sonntag: Gefährliche Traditionen

Lesung: Dtn 4,1–2.6–8

Evangelium: Mk 7,1–8.14–15.21–23

Selten wird Jesus so direkt, ja geradezu aggressiv, wie im heutigen Evangelium. Dass er seinen Gegnern Schimpfwörter an den Kopf schmeißt, das ist man von ihm nicht unbedingt gewohnt. Es muss also schon um etwas Ernstes gehen und, so glaube ich, um etwas bedrückend Aktuelles.

Aber fangen wir vorne an:

Im Volk Israel gab es klare Vorstellungen darüber, welche Dinge und Tiere Gott angenehm waren, und welche er nicht mochte.

Die einen waren rein, man durfte sie benutzen und sie auch Gott als Opfer bringen. Und wenn man selber an Gottes Gemeinschaft interessiert war, dann hielt man sich von den anderen, den Unreinen, fern.

Das waren z.B. Tiere, die in benachbarten Religionen eine wichtige Rolle spielten, aber auch Tote, Aussätzige und natürlich auch Verbrecher. Wer damit Kontakt hatte, auf den ging, nach allgemeiner Meinung, deren Unreinheit über.

Priester, die bei den Opfern eine Vermittlerrolle einnahmen, mussten natürlich besonders aufpassen, nicht unrein zu werden, und für sie gab es deshalb auch besondere Reinheitsvorschriften. Aber in normalen Volk war das nicht nötig, alle hatten ja denselben Glauben und hüteten sich vor Unreinem, und das reichte im Allgemeinen aus.

Das änderte sich radikal mit dem Babylonischen Exil und mit der Hellenisierung des vorderen Orients. Jetzt waren auf einmal zahlreiche Menschen um einen herum, die sich keinen Pfifferling darum scherten, was sie kauften und verkauften oder mit wem oder was sie bei ihren Geschäften zu tun hatten.

Darum musste nun jeder einzelne entscheiden, ob ihm die Gemeinschaft mit Gott wichtig war. In dem Fall hatte er selbst dafür zu sorgen, sich

immer wieder von den Unreinheiten zu reinigen. Aus den Vorschriften, die früher nur für die Priester galten, wurde nun manches in die täglichen Übungen des frommen Juden übernommen, z.B. das Händewaschen, wenn man vom Markt kam.

Aber diese frommen Übungen, so kritisiert Jesus, haben mit der Zeit einen Platz eingenommen, der ihnen nicht zukommt. Sie nehmen sich so wichtig, als wären sie Gottes Wort, ja, sie verdecken es sogar.

Und einige sind so frech, dass sie sogar Gottes Wort außer Kraft setzen, wie das im heutigen Evangelium weggelassene Beispiel vom „Korban“ zeigt.

Wörtlich sagt Jesus: *„Verlassen habend das Gebot Gottes, haltet ihr fest die Überlieferung der Menschen.“*

Die Situation, in die hinein Jesus diese überaus scharfe Kritik anbringt, scheint mir unseren heutigen Tagen nicht unähnlich zu sein.

Wir kommen aus der Zeit der Volkskirche, in der es „normal“ war, katholisch zu sein. Der Glaube des Einzelnen war eingebettet in den Glauben der ganzen Gesellschaft.

Die Firmung beispielsweise war die Vollendung der Eingliederung in die Kirche. Ein Akt der persönlichen Entscheidung war nicht notwendig, denn dazu zu gehören war so selbstverständlich wie die Tatsache, dass man deutsch sprach.

Aber das hat sich unheimlich schnell ganz radikal geändert. Wir sind heutzutage umgeben von Leuten, die sich einen Pfifferling drum scheren, was einer glaubt, oder nicht glaubt, was er für wahr hält und was nicht, welche Werte er hat oder ob er überhaupt welche hat.

Es gibt keine Gesellschaft mehr, die meinen Glauben mitträgt. Ich, als Einzelner, muss mich nun entscheiden, ob Gott mir wichtig ist. Und wenn, dann geht das auf Dauer nur, wenn ich eine Gemeinschaft habe, die mich mitträgt.

Der Blick auf die Kirche hat sich dadurch in den letzten Jahrzehnten gewaltig verändert: Wir sind nicht mehr unhinterfragt die Gesellschaft, die sich sonntags versammelt, um Gott den schuldigen Dienst zu erweisen.

Wir sind eine Gemeinschaft von Personen, die aus eigener, freier Entscheidung in dem dankbaren Wissen darum, Gottes geliebtes Kind zu sein, aber auch in der daraus erwachsenden Wertschätzung zum Nächsten wie auch zu sich selbst hierher kommen, um Gott nahe zu sein.

Wer heute noch von denen redet, „die immer in die Kirche rennen“, der hat noch gar nicht kapiert, dass es die schon lange nicht mehr gibt. Und ich zweifle keine Sekunde daran, dass das ein Fortschritt ist, für den wir froh und dankbar sein können.

Nun mag man vielleicht einwenden: Schau sie dir doch an, diese neuen Gläubigen. Was wissen die schon vom katholischen Glauben? Die haben nicht halb so viel Glaubenswissen, wie die Gläubigen vor 50 Jahren.

Ja, und da fängt für mich das heutige Evangelium zu prickeln an: Hat nicht viel von dem damaligen Glaubenswissen – so, wie die Reinigungsvorschriften der Pharisäer – ein Eigenleben entfaltet, das bisweilen das Wort Gottes sogar überdeckt hat? Hat man damals nicht allzu oft den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr gesehen?

Hat, um ein Beispiel zu nennen, die genaue Kenntnis aller Umstände, die vom Freitagsgebot dispensieren, nicht dazu geführt, dass man meistens gar nicht mehr nach dem Sinn dieses Gebotes gefragt hat?

Und wenn man ihn gekannt hat, und hätte in seiner gottgegebenen Freiheit entschieden „Ich mach das nicht!“, hätte das dann nicht Reaktionen ausgelöst, die weit von der gottgegebenen Nächstenliebe entfernt gewesen wären?

Ja, es hatte sich in der Kirche ein Regelwerk aufgebaut, das dem der Pharisäer durchaus das Wasser reichen konnte. Und es ist eine ganz wichtige Aufgabe unserer Zeit, die ererbten Frömmigkeitsübungen, Kirchlichkeitskriterien und kirchenrechtlichen Vorschriften kritisch abzuklopfen und uns zu fragen, ob nicht auch hier und dort das Wort Jesu zutrifft: *„Verlassen habend das Gebot Gottes, haltet ihr fest die Überlieferung der Menschen.“*